

CIARA GERAGHTY

WENN ICH DICH
GEFUNDEN HABE

ROMAN

HEYNE <
EBOOKS



4

Dara erinnerte sich noch genau an den Tag, an dem Angel krank wurde, nachdem sie ihr Leben lang kerngesund gewesen war. Angel war damals dreiundzwanzig gewesen, frischgebackene Lehrerin und im Begriff, ihr zweites Unterrichtsjahr an der örtlichen Grundschule anzugehen. Und bis über beide Ohren verliebt in ihren fabelhaften Freund Joe, den Feuerwehrmann.

Dara war zweiundzwanzig gewesen, und sie erinnerte sich an jeden einzelnen Tag dieses Jahres, denn in diesem Jahr war sie glücklich gewesen – bis Angel krank geworden war. Es war das Jahr, in dem sie ihren Cockerspaniel George bekommen hatte. Sie hatten im Hundesyl keine neuen Besitzer für ihn gefunden, vielleicht weil er im Gegensatz zu anderen Hunden nur drei Beine hatte. Auch Mrs. Flood hatte ihn nicht im Haus haben wollen.

Schließlich war es Angel gelungen, sie umzustimmen, und obwohl Mrs. Flood ausdrücklich betont hatte, sie wolle nichts mit *diesem Hundevieh* zu schaffen haben, war sie es, die George zwei Jahre später nach Hause trug, nachdem man ihn angefahren hatte. Sie war es auch, die bestimmte, dass er unter dem Birnbaum hinten im Garten beerdigt werden sollte, in dessen Schatten er am Sonntagnachmittag so gern gedöst hatte, und sie war es, die Tränen vergoss, als Dara die erste Schaufel Erde auf seinen kalten Körper warf.

In diesem Jahr hatte man Dara die Vollzeitstelle im Hundesyl angeboten. Sie hatte damals im Sekretariat der Schule gearbeitet, in der Angel unterrichtete, und sie wusste, dass sie im Asyl weniger verdienen würde und es somit länger dauern würde, bis sie genügend Geld zusammengespart hatte, um von zu Hause ausziehen zu können. In eine eigene Wohnung oder sogar ein kleines Häuschen mit Garten. Irgendwo nicht allzu weit weg von der Raheny Road, aber weit genug, um der Distanz, die zwischen ihr und ihrer Mutter herrschte, den nötigen Raum zu verschaffen. Es war ihr nie so recht gelungen, diese Distanz zu überbrücken.

In diesem Jahr hatte Dara zum ersten Mal so etwas wie Selbstvertrauen verspürt und erfahren, wie anders sich das Leben damit gestaltete.

In diesem Jahr hatte sie Tintin und Anya kennengelernt.

Sie hatten zusammenziehen wollen: Dara, Tintin und Anya. Doch mit Angels Krankheit war auf einen Schlag alles anders gewesen. Also hatten sich Tintin und Anya eine

Wohnung gesucht und Dara versprochen, dass sie gemeinsam in eine größere Wohnung ziehen würden, sobald sie bereit dafür war. Als nach zwei Jahren der Mietvertrag auslief, fragten sie sie erneut. Ein Jahr später wieder.

»Ich kann nicht«, sagte Dara immer.

»Warum nicht?«

»Ihr wisst genau, warum.«

»Du kannst deine Mutter und deine Schwester doch trotzdem besuchen. Jeden Tag, wenn du willst. Ist ja nicht so, als würden wir in Timbuktu wohnen. Oder ...« Tintin suchte nach einem ähnlich exotisch klingenden Ort. »Oder in Leitrim.«

»Sie brauchen mich. Angel geht es nicht gut, und Mam macht sich Sorgen, wenn sie nicht weiß, wo ich bin. Ihr wisst doch, dass ich da sein muss, wenn der Anruf kommt.«

»Wir ziehen doch nur nach Bayside, Himmelherrgott nochmal.«

Dara schüttelte den Kopf. Angel war auch nicht wie geplant mit Joe zusammengezogen. »Sobald ich meine neue Niere habe«, hatte sie ihm gesagt, als könnte das jeden Tag der Fall sein. So war sie damals noch gewesen.

Also schob auch Dara ihre Pläne auf. Angel war immer für sie da gewesen. Jetzt konnte sie dasselbe für ihre Schwester tun, auf ihre Weise.

Es hatte mit einer harmlosen Halsentzündung angefangen.

»Ich habe Halsschmerzen«, verkündete Angel einigermassen fasziniert. »Und Schluckbeschwerden. Seht mal.« Sie verzog das Gesicht, als sie es Dara und Mrs. Flood demonstrierte. Dara, die oft Halsschmerzen hatte, kramte in ihrer Tasche nach den Hustenbonbons, die sie stets dabei hatte. Mrs. Flood empfahl ein altes Hausmittel: mit Salzwasser gurgeln. Tags darauf hatte Angel Fieber. Hohes Fieber.

»Seht mal, meine Hände zittern«, bemerkte sie und streckte die Arme und Beine in die Luft. »Und ich schwitze. Ich habe *Fieber*. Im Ernst. Fühlt mal meine Stirn.«

Obwohl Angel kein kleines Kind mehr war, bestand Mrs. Flood darauf, sie zum Arzt zu bringen. »Nur, weil es das erste Mal ist«, sagte sie zu ihrer Glückshaubentochter.

»Streptokokken«, informierte der Arzt sie aufgeräumt und kritzelte etwas auf ein Rezept, das keine von ihnen entziffern konnte.

Nach einer Woche fand Angel ihre Krankheit nicht mehr faszinierend. Das Fieber wollte nicht sinken, und sie fühlte sich den Medikamenten zum Trotz noch kein bisschen besser. Man verschrieb ihr eine zweite Runde Antibiotika.

»Mein Rücken tut weh«, sagte Angel, und Dara setzte sich zu ihr aufs Bett und knetete ihr mit beiden Händen den Rücken.

»Geht nicht zu weit«, rief Dara Joe und Angel nach, als sie zwei Wochen später zu Angels erstem Spaziergang aufbrachen.

»Mach dir meinetwegen keine Sorgen, Dara«, sagte Angel und warf ihrer Schwester eine Kussband zu. Sie war wunderschön in diesem Augenblick, mit ihrem blonden Haar, das ihr Gesicht umrahmte, und ihrem warmen Lächeln, und das, obwohl sie nach der langen Krankheit blass und schmal wirkte.

Eine Stunde später rief Joe aus dem Beaumont Hospital an.

»Sie ist mitten im St Anne's Park zusammengebrochen«, krächzte er panisch ins

Telefon. »Sie wäre beinahe in den Teich gefallen. Sie wird gerade untersucht. Mehr weiß ich selbst nicht. Es tut mir schrecklich leid.«

Mrs. Flood war überzeugt, dass es eine einleuchtende Erklärung geben musste. Ihrer Glückshaubentochter konnte doch gar nichts Schlimmes zustoßen.

Bei all den Untersuchungen war es nur eine Frage der Zeit, bis ans Licht kam, dass Angel nur eine Niere hatte.

»Nun«, sagte Mrs. Flood, sobald sie sich wieder einigermaßen gefasst hatte. »Man braucht doch eigentlich nur eine Niere zum Leben, nicht wahr?«, sagte sie und wartete darauf, dass der Arzt lächelte und nickte. Er tat es nicht.

»Man braucht tatsächlich nur eine Niere«, bestätigte er. Aber die Streptokokken hatten es irgendwie geschafft, sich in der einen Niere, die Angel brauchte, breitzumachen.

»Tja, dann müssen Sie ihr eben noch mehr Antibiotika verabreichen – stärkere, gegen die Infektion.« Mrs. Floods Stimme wurde immer schriller, bis Dara das Gefühl hatte, dass sie schrie.

Das Krankenhauspersonal hatte alles in seiner Macht Stehende getan. Es hatte nichts genützt.

Niereninsuffizienz. So lautete die Diagnose, Angels Glückshaube und all ihrem positiven Denken und ihrer Hoffnung und Zuversicht zum Trotz. Obwohl ihre Mutter unzählige Novenen herunterbetete und Dara begann, mit einem Gott zu verhandeln, an den sie nicht glaubte. Man bereitete Angel auf die Dialyse vor. Fünf Jahre war das jetzt her.

Seither hatte sich viel geändert.

Vor fünf Jahren war Dara noch bei jedem Piepsen oder Stottern des Dialysegeräts aufgesprungen, um eine Krankenschwester zu holen. Vor fünf Jahren war sie noch Nichtraucherin gewesen. Eine richtige Nichtraucherin, die noch nie geraucht hatte und die auch nicht vorhatte, je damit anzufangen.

Vor fünf Jahren hatte Mrs. Flood ungläubige Blicke geerntet, wenn sie von ihren erwachsenen Töchtern erzählt hatte. Sie hatte schlank und rank und jugendlich gewirkt. Diese fünf Jahre hatten Spuren hinterlassen – Falten im Gesicht, Schwimmreifen um die Taille, hängende Schultern, ein Rücken, der sich unter der Last der Sorge krümmte.

Angel hatte diese fünf Jahre als eine lange Reise in ein fremdes Land betrachtet. Sie hatte die Sprache gelernt, das Essen verkostet und die unzuverlässigen öffentlichen Verkehrsmittel getestet. Sie hatte nicht geplant, dieses Land zu bereisen, aber wenn sie schon einmal da war, wollte sie das Beste daraus machen. So war Angel gewesen. Bis jetzt.



5

Es war nicht so, als wäre Stanley Flinters Leben eine totale Katastrophe. Aber er hatte gewisse Vorstellungen gehabt; früher, vor langer Zeit. Er hatte sich schon in jungen Jahren alles haarklein ausgemalt. Genau das stand ihm nun im Weg. Seine Vorstellungen.

Stanley hatte angenommen, dass er ein Mitglied der Garda Síochána sein würde, wie alle Männer in seiner Familie seit mehreren Generationen. Dass er Cora heiraten und mit ihr zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen, haben würde. Dass sie jeden Sonntag bei seinen Eltern zu Mittag essen und er mit seinen Brüdern Geschichten über illegale Autorennen, zwielichtige Drogenbarone und die IRA austauschen – und aufbauschen – würde.

Doch es war alles anders gekommen.

Stanley Flinter führte das *falsche* Leben. Es war sein ältester Bruder Cormac, der Stanleys Leben führte, was Stanley allerdings nie laut aussprach, weil es etwas melodramatisch klang. Auf jeden Fall führte Cormac das Leben, das sich Stanley ausgemalt hatte. Cormac war mit einundzwanzig der Garda Síochána beigetreten und hatte nicht nur bei der medizinischen Untersuchung, sondern auch bei der schriftlichen Prüfung und im Bewerbungsgespräch glänzend abgeschnitten. Und er lebte mit Cora in einem Reihenhäuschen am Rande Dublins, gemeinsam mit Klein Cora, ihrer wunderhübschen gemeinsamen Tochter.

Stanley dagegen hatte von der Garda Síochána einen förmlichen Brief erhalten, an dessen bedauerndem Tonfall er erkannte, was Sache war, ehe er ihn zu Ende gelesen hatte. Wahrscheinlich hatte er es insgeheim immer geahnt, aber da er damals noch ein Optimist gewesen war, hatte er sich trotzdem Hoffnungen gemacht. Doch dann war die Absage gekommen. Schwarz auf weiß hatte es dort gestanden: Er war für den Dienst bei der Polizei nicht geeignet, weil er aus unerfindlichen Gründen von Geburt an auf einem Ohr schlecht hörte. Dass er bloß eins fünfundsechzig groß war, hatte keine wie auch immer geartete Rolle gespielt.

Stanley war auf dem Weg zu seinen Eltern, um Cormacs Beförderung zum Detective zu feiern. Er saß in seinem uralten Ford Transit, einem ehemaligen Polizeifahrzeug, das ihm Cormac günstig verschafft hatte. Stanley wusste, er sollte dankbar dafür sein. Der Transporter war ideal für seine Arbeit, aber die für das Polizeifunkgerät vorgesehene Aussparung im Armaturenbrett schien ihn ständig höhnisch anzugrinsen, da konnte Stanley

noch so viel Kram in das leere Fach stopfen. Auf dem Beifahrersitz thronte – angeschnallt – ein riesiger Hund, der den Kopf aus dem Fenster streckte. »Das ist ein Lurcher«, hatte Sissy gesagt. Sissy war Stanleys beste Freundin aus Kindertagen, seine Mitbewohnerin und ein wandelndes Lexikon. »Das ist keine Rasse; so bezeichnet man diese *Sorte* Hund.« Sie achtete stets auf einen ausreichenden Sicherheitsabstand zu dem Vierbeiner, der auf den Namen Chief Inspector Jacques Clouseau hörte. Stanley hatte ihn von June Robinson, einer verhutzelten alten Lady geerbt, die ein riesiger Peter-Sellers-Fan gewesen war.

Sissy und Stanley wurden gemeinhin für ein Paar gehalten, dabei waren sie nur sehr gute Freunde, die zufällig zusammenwohnten. Zugegeben, Sissy hatte eines schönen Abends nach zu vielen selbstgebrauten Mojitos einen Annäherungsversuch gestartet, aber er hatte sich mit jener Sanftheit und Umsicht, die sie so an ihm schätzte, von ihr losgemacht. »Ich bin ein Versager, Sissy, das hast du doch selbst schon tausendmal gesagt«, erinnerte er sie.

»Ich weiß.« Sie ließ den Kopf hängen, als wäre er zu schwer für ihren Hals. »Aber es wäre so *praktisch*, nicht?«

Er schüttelte den Kopf. »Es würde nicht funktionieren.«

»Warum nicht? Nenn mir drei gute Gründe«, forderte sie und streckte vier Finger in die Höhe.

»Ich bin arm«, sagte er.

»Aber nur, weil du dein ganzes Vermögen in deine Firma gesteckt hast und dich von deinen Klienten mit Bilderrahmen aus Sterlingsilber bezahlen lässt, statt mit Geld.«

»Ich bin viel kleiner als du. Wir würden lächerlich aussehen.«

»Aber du bist ein Adonis. Ein kleiner Adonis. Das sagen alle.«

»Alle?«

»Na ja, meine Schwester.«

»Pfff. Für die ist sogar Gérard Depardieu ein Adonis.«

»Auch wieder wahr.« Sissy lehnte sich mit einem brunnentiefen Seufzer zurück. Ihr Atem roch nach Minze. »Du hast recht. Es wäre ein Desaster.«

»Na ja, ein *Desaster* vielleicht nicht gerade.«

»Ich würde versuchen, dich zu ändern«, sagte Sissy.

»Was denn genau?«

»Alles.« Sie wedelte mit den Händen. »Ich bin ein Kontrollfreak par excellence. Es würde dich total *fertigmachen*.«

Den riesigen Esstisch in der Küche seiner Eltern gab es, solange Stanley denken konnte. Rechts und links davon stand je eine Holzbank, wie bei einem Picknicktisch. Die Brüder saßen dort, wo sie immer saßen, dem Alter nach nebeneinander aufgereiht auf der einen Bank; ihre besseren Hälften saßen ihnen gegenüber, ob es ihnen passte oder nicht. So gehörte sich das im Hause Flinter.

Stanley aß das Filet Wellington, das seine Mutter ihm hinstellte (»Cormacs Leibspeise«, sagte sie und tätschelte ihrem Ältesten den Arm). Er lächelte und lauschte und nickte an den richtigen Stellen und beteiligte sich an einer hitzigen Debatte über das empörende Verhalten eines Schiedsrichters bei einem Spiel von Manchester United, und gutmütig, wie er war, stimmte er in das allgemeine Gelächter ein, als er später den selbstgemachten